

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Die Widmung.

Von Jean Rochon.

„Ob ich Raoul Vandy gekannt habe!“ rief Néronde. „Ich schmeichle mir sogar, einen Platz in seinem engsten Freundeskreis eingenommen zu haben, und wenn Sie irgendeinen Lobredner wissen, der noch ein Pünktchen über das „i“ seines Renommees setzen, die Form seiner Hosentöpfe oder die gestickten Schnörkel auf seinen Samptontoffeln beschreiben möchte, dann bitte ich um seine Adresse.“

Ist es Ihnen bekannt? Bevor ich, spät genug, meine bescheidene Einnehmerfunktion in der Bannmeile ausüben durfte, die mir höchstens Zeit zur Schotenausfaat übrig läßt, habe auch ich die Muse drangsalirt. Ach, die schönen, nächtlichen Montmartrefahrten mit Vandy! Schief den Hut auf dem Ohr, den Jackettkragen offen über schwarzer Seidenschleife, so suchten wir als nachtwandelnde Stüher an demselben Abend zehn Kadavette auf und vernahmen unter Vertilgung einer beträchtlichen Biermenge fünfzig Abgeschmacktheiten.

Vandy war schon berühmt in den kleinen literarischen Zirkeln des linken Ufers, und seine Manuskripte tauchten bereits in der Boulevardpresse auf; aber die geernteten Vorbeeren ließen gleichwohl seine Börse leer.

„Mir müßte,“ meinte er mehrfach, „das Schicksal eine Egeria mit guten Renten in den Weg führen . . . eine reife Schönheit, Gräfin oder Marquise, die mir ihr Schloß mit einer Wolke von Dienern und Bogen einräumte . . . dann glaube ich, existenzgesichert, die Pforten zum Ruhmestempel einsprengen zu können.“

Die ersehnte Egeria bekundete mittlerweile ihr Dasein in Gestalt eines hübsigen, galanten Billetts, einer jener ebenso naiven als überschwenglichen Episteln, wie sie nur die „Preziosen“ der Provinz abzufassen wissen.

Vandy zeigte mir den Brief. „Zuviel Weibrauch,“ bemerkte er. „Man erstickt . . . ich werde ihr ein nichts sagendes Wort des Dankes schreiben.“

Der erste Schritt war getan. Die weiteren folgten. Vom Ausdruck des Danks ging man beiderseits unmerklich zur Vertraulichkeit, zu Halbgeländnissen, zur barocken Geschraubtheit des Liebesbriefstils über. Vandy lachte schmerzbar darüber. Im Grunde brannte er darauf, den Schleier seiner geheimnisvollen Verehrerin zu lüften. Sein Begehren sollte bald genug Erhörung finden. Eines Tages stürmte er mit wehenden Haaren herein, Augen, die förmlich im Triumph schweigten.

„Da,“ deklamierte er, „habe ich vom Vater meiner Egeria eine Einladung zur Jagd auf seine feudale Bestzung erhalten.“

„Und du nimmst an?“

„Natürlich . . . es ist tief in Niederburgund ein altes Schloß, mit morschen Ziegeln, mit Wallruinen, Türmen und Bollwerken, Schießscharten, Pöscheln (habt Ihr Lust, probiert!) und Gräben, worin noch Karpfen aus des Königs Dagobert Zeit schwimmen . . . In der Tat, mein Burgideal . . . Hier hast du übrigens die Photographie meines künftigen fürstlichen Heims. . . Du kannst mir glauben, daß ich zur Partie mit meiner Egeria — und wäre sie kr. oder obeinig — entschlossen bin. Die schöne Gelegenheit, meinen schätzbaren Bohemienkittel abzulegen, veräume ich nicht.“

„Also reisel und viel Glück!“

Drei Wochen später schickte mir Vandy einen Brief, der Verzückung atmete:

„Alle Götter seien gepriesen! Meine Egeria besitzt mehr Grazie als Diana und mehr Geist als Molière. . . Ich schwimme in Wonnen . . . und wenn verwegene Träume mich zu den Wolken tragen, dann lasse ich mich sacht wieder zur Erde gleiten, um die lustigen Sprünge eines Hasen oder ein hüpsches Eichhörnchen zu betauschen. . . Gott, diese herrlichen Wälder! Was für Inspirationen mir hier befeelen!“

Sie wissen, mit welcher blühartiger Schnelligkeit der Motor des

sozialen Lebens gegenwärtig dahinwirbelt. Das Knüpfen und Lösen unserer Freundschaften mahnt an die Stumpfheit rasseloser Hunde, die ruhig ihre Herde im Stich lassen, um der vagen Fährte irgendeines Wildes zu folgen.

Gewiß, in dieser Indifferenz steckt ein Gran Selbstsucht, die aber nichts Bewußtes an sich hat. Sie ist ein unentbehrliches Medikament gegen alle die materiellen, unausbleiblichen Sorgen, gegen die wir Widerpart zu bieten haben.

Vandy hatte seinen Weg gefunden; ich mußte den meinen gehen. Zehn Jahre tauschten wir kein Lebenszeichen, und nur aus Pressenotizen erlah ich, daß mein einstiger Freund in dieser Zeit alles in allem zwei Bücher geschrieben hatte.

„Di? Hatte knabbert ihren Käse im Schlaraffenland,“ sagte ich. „Vandy hatte es nicht nötig, Literatur zu machen: seine Frau und seine Wälder bieten ihm genug Unterhaltung.“

Ein etwas ungewöhnlicher Zufall sollte uns wieder zusammenführen . . . es war in der Rue des Saints-Pères . . . ich betrachtete alte Kupfer in einer Auslage, da fühlte ich den Druck einer Hand auf meiner Schulter.

„Néronde . . . Wie geht dir’s?“

Ich wandte mich um und reichte ihm, nicht ohne Zögern, die Hand. Der feurige und sieghafte Bohemien von einst hatte sich völlig metamorphosiert oder, richtiger, amerikanisiert. Keine Wälder mehr, kein Schnurrbart. Gezwängt in einen zu engen Rock aus schwarzem Cheviot, mit einer Kurzsichtigenbrille, machte er den Eindruck eines Wittstellers, sagen wir meinetwegen: aus Chicago. Seine Züge hatten etwas Verzerrtes, sein grünlich-grauer Teint wirkte ganz eigentümlich. . . . Mein peinliches Erstaunen entging ihm nicht.

„Du findest mich verändert, wie? . . . Ich spinne einen schlimmen Faden . . . um elf Uhr habe ich eine Zusammenkunft mit Motrier. . . . Erinnere dich . . . unser alter Konkneipant aus den „Zwei Leuchttürmen“. . . . Er scheint heute eine ärztliche Kapazität . . . komm, wir nehmen inzwischen einen guten Schluck zu uns wie in alten Zeiten.“

Er schleppte mich in ein Café, wo wir uns absetzten in eine eingebaute Nische setzten. Die Getränke waren serviert. „Nun, an welchem Marktstein deines Ruhmes bist du jetzt angelangt?“

Ich hatte nicht erwartet, daß die leise Ironie dieser Worte ihn so treffen würde. . . . so jäh und so grausam. Plötzlich sah ich Tränen aus Vandy's Augen quellen; eine Beschimpfung schien seine Gurgel zuzuschüren. Dann gewann er die Herrschaft über sich und vertraut mir, leise sprechend, das Mariagrimum seines Lebens an.

„Mein Teurer, du wirst dir niemals denken können, was ich gelitten . . . niemals! . . . Du verstehst mich doch? . . . Ich glaubte den Ring an den Finger Egerias zu stecken, habe aber eine Megäre geehelicht . . . sie ist eine der drei Furien. . . . Seit unserem Hochzeitstage hat meine Frau, unter dem Vorwand, ich müsse mit den verderblichen Gewohnheiten meines Bohemienlebens brechen, mir Disziplin beibringen wollen . . . sie verlangte acht Stunden täglicher Arbeit: vier früh, vier nachmittags. Während dieser Zeit wurde ich, wie ein wildes Tier im Käfig, eingeschlossen.“

„Ausgezeichnete Methodel“

„Um die Arme zu kreuzen . . . du kannst dir denken, daß man die Phantasie nicht diszipliniert. Und dann, das System empörte mich. Prinzipiell setzte ich ihm die Macht der Trägheit entgegen. Das wird dir das beinahe völlige Versiegen meiner Schaffenskraft seit zehn Jahren erklären. . . . Ach, die entzückenden häuslichen Szenen. . . . „Man“ ließ mich alle Augenblicke fühlen, daß „man“ sich gründlich über den Wert meines Talents geäußert habe und mein Ehrgeiz sich darauf beschränke, die Füße unter einen gut gedeckten Tisch zu strecken. . . . Meine Kollegen, ja, die erwarben Auszeichnungen, Ehren und verdienten Geld in Hülle und Fülle, während mich meine Trägheit in meinem Walde verkaufen lasse. . . . Man wollte mir sogar den Tabak entziehen . . . hat mir den Wein mit Wasser gemischt . . . meine Nächte mit unglaublichem

Värm gestört. . . Satan hätte nichts Besseres erfinden können. . .
Denke, „sie“ war es, die mich gezwungen, mein langhaariges Fell
zu skalpieren, meinen Schnurrbart abzuschneiden . . . mich grotesk
häßlich zu machen!“

Gandy sprang plötzlich auf:

„Ich muß zur Konsultation. Warte hier einen Augenblick.
Wir frühstücken zusammen.“

Nach einer halben Stunde kam er wieder, in den Zügen eifige
Starrheit.

„Ich habe, Gott sei Dank, aus Motrier die volle Wahrheit
herausbekommen. Wir bleiben noch zwei Lebensjahre . . . das ist
die mir von unheilbarer Krankheit bewilligte Frist, damit ich mich
rächen und mir den Nachruhm erringen kann. . .“

Den rätselhaften Sinn dieser Worte zu entschlüsseln wagte ich
nicht. Wir frühstücken, dann ergriff Gandy freundschaftlich meine
Hände: „Entschuldige, daß ich dich verlasse . . . ich muß den Zug
5 Uhr 48 benutzen. Vorher will ich meinen Verleger besuchen
und ihm meine genauen Anweisungen in geschlossenerm Kuvert über-
geben. — Sag mir Lebewohl, und umarmen wir uns, denn wir
werden uns erst in einer anderen Welt wiederfinden!“

„In der Tat sah ich ihn zum letztenmal,“ schloß Néronde, in
schweremütiges Träumen versunken. „Zurückgekehrt, mauert sich
Gandy förmlich in seinem Arbeitszimmer ein und ging ganz in der
Stille an diese Meisterstudie, dies erschütternde Werk, das zurzeit
seine 30. Auflage erlebt und im Grunde nur eine Selbstbiographie
ist, die genaue Wiedergabe der Demütigungen und Qualen, welche
eine anmaßende, hochmütige, habgierige Provinzlerin diesem armen
Gandy angedeihen ließ, sie, die in ihrer Verbindung mit einem
Mann der Feder bloß das Mittel sah, ihr Geld unter dem Deck-
mantel des Künstlerruhms gewinnbringend anzulegen.“

Der Schluß seiner „Egeria“ — Sie geben gewiß zu, daß der
Titel eine grimmige Ironie in sich schließt — ist am Vorabend seines
Todes geschrieben. Einen Monat darauf erschien das Werk, und
der Herausgeber schickte mir ein Exemplar, um dem letzten Willen
Gandys zu entsprechen. Ermessen Sie mein Erstaunen, als ich
beim Umwenden des Titels die Worte las: „Ich widme
dieses Buch ihr, die mich dazu angeregt hat“ . . .
Mein unglücklicher Freund muß in seinem Grabe die Würze einer
süßen Rache kosten.“

Sein gesamter literarischer Nachlaß ist den Waisen der Be-
rufskollegen zugefallen.

(Berecht. Uebersetzung von Johannes Kunde.)

Sprüche und Xenien

von Gerhart Hauptmann.

Voraussetzung der Kultur ist, daß dem Menschenleben höchste
Wichtigkeit beigemessen wird. Krieg, dem das Menschenleben nichts
gilt, verleugnet, ja verrät deshalb die Kultur.

Jeder Schwerftritt entehrt und verwundet irgendwie die ganze
Menschheit. Jeder Spatenstich bereichert sie.

Das Reindividuelle vom Reinsozialen zu trennen sind Men-
schenalter genialer Arbeit erforderlich.

Wir sind im Demokratischen ahnungslos; deshalb wissen wir
nicht, wie produktiv wir im Demokratischen sein würden.

Die Minnefänger erkannten den unendlichen Wert der Freude,
Schiller den der Begeisterung. Heilig war das Lieblingswort Hölder-
lins. Goethe sprach viel von Wirkung und Wirken, E. T. A. Hoff-
mann viel von Wehmut.

Luthers wahre Vorzüge haben zu wenig gewirkt, seine Fehler
zu viel.

Es gibt Männer, die sind ihre eigenen Schulmeister, Pfaffen
und Henkersknechte.

Es gibt in der Welt allzuviel geistreichen Schweiß.

Ihr nehmt teil an allem Neuen und laßt alles beim Alten.

Die Ehe ist ein Staatsinstitut — die Gasse ein anderes.

Güte ist eine Kunst.

Nichts ist so fürchterlich als die Macht der Dummheit in den
Klugen.

(Aus dem 12. Bande der Gesammelten Werke. E. Fischer Verlag, Berlin.)

Der Seidenschwanz.

Von Elise Soffel.

Auf dem Bacholderbusch im Birkwald sieht seit einer Stunde
ein Vogel mit rötlich angeflogtem Federbusch, schwarzem Augen-
streif, silbergrauem Bauch. Angelegentlich beschäftigt er sich mit den
blaubereiften, bitteren Beeren dicht vor seinem Schnabel, rupft eine
nach der anderen, verschluckt sie ganz und schaut dabei aus großen,
braunroten Augen ruhig, beinahe teilnahmslos um sich. Kann er
in Schnabelhöhe nichts Genießbares mehr finden, so wendet er sich
und zeigt dabei den Schmutzplattmäßig fleckeladrotter Unhängsel
an den Schwungfedern, gelbgeschlitzter Flügel und ein ebenso über-
gangloses Hochgelb der Schwanzspitze. Er wendet sich jedoch nicht
öfter, als unbedingt notwendig.

Und wie er es tut, erweckt — ins Menschliche überseht — bei-
nahe den Eindruck, als ob er sich durch seine etwas aufgepuzte Schön-
heit aller weiteren Tätigkeit überhoben glaubte.

Bei seinen, wie es scheint, beinahe automatischen Abgabeverhält-
nissen muß er ja allerdings Sorge tragen, daß er nicht zu kurz
kommt. Und da ihn das Temperament nicht sticht, — was kann er
Besseres tun?

Die Vormittage verbringen sich sehr hübsch in Gesellschaft der
anderen hier. Vor Ueberfällen ist man sicher, kein lästiger, häufiger
Platzwechsel zu fürchten. Nahrung ist vorhanden, sogar ausge-
sprochene Lieblingsnahrung und, was die Hauptsache ist, viel! —
Der Seidenschwanz will viel haben. Er will an der Arbeit bleiben.
Eine beschauliche Natur, ein unbewußter Anbeter sinnlichen Lebens-
genusses, der jeden anderen auch nach seiner Fassung selig werden
läßt, vielleicht sogar ein Feinschmecker.

Sicher ein Spezialist. (Man kann den Seidenschwanz nicht
besser charakterisieren, als indem man von seiner Nahrung spricht.)

Seine Spezialität also sind Beeren. Heidel-, Him- und Holunder-,
Bachholder- und Vogelbeeren, Preisel- und Johannisbeeren,
Schlehen, und Faulbaumbeeren, Mehl-, Mistel- und Nispelbeeren.
Und anderes, was Beere heißen könnte und vom Seidenschwanz
hierher gezählt wird: Kornelkirsche, Hartriegel und Hagebutte.
Schwarze und schwarzbraune, blauschwarze und blaue, dunkel-,
hoch- und orangefarbene, weiße und gelbe, mehlig, trockene, saftige,
süße, bittere, herbe, harte und weiche, große und kleine, spitze,
lange und runde, glänzende glatte und matte bereifte Beeren. Im
Sommer in seiner Heimat, im Norden dreier Weltteile, im Winter
bei uns.

Und diesem harmlosen schönen Tier, das sich nur für Beeren
interessiert, schreibt ein abergläubisches Volk, durch die Unregel-
mäßigkeit seines Erscheinens zum Dichten angeregt, zu, daß es Krieg
und Pestilenz, Hunger und böse Zeit mit sich bringe! Einem Vogel,
dessen sanftes Gefieder so unverändert geordnet bleibt wie das
stetig lächelnde Angesicht einer schönen Frau! Der sich nur im
Flug zu einer raschen, kräftigen Bewegung entschließt!

Wer einmal den Seidenschwanz aus der Nähe beobachtete,
vielleicht im Käfig, wo er schnell zufrieden und ohne Argwohn von
der ersten Stunde nur daran denkt, das gestörte Fest der Futter-
aufnahme fortzusetzen (wobei er gegebenenfalls das eben Gefressene
noch einmal durchkostet), gleichgültig — gutwillig auch gegen andere
Käfiggenossen, der kann in diesem Fall die sanft oft so wunderbar
charakterisierende Volksphantase nicht verstehen. Oder nur dadurch
erklären, daß ihr das Fremde und Seltene seiner Erscheinung, an
das sich leicht das Mißtrauen hängt, Furcht einflößt.

Fremd, das heißt wenig gekannt in seinem Tun und Treiben,
war der Seidenschwanz bis vor kurzem. Er erschien und ver-
schwand, nicht einzeln, sondern in Zügen, nach Befehl, die man
nicht kannte, wurde einmal da, einmal dort gesehen, ohne Regel
und Verlaß, fehlte und tauchte auf, war auch den Sommer in der
Heimat nicht beständig, und seine Brutgeschichte blieb im Dunkeln.
Bis John Wollen kam und die Lappländer alarmierte. Seitdem
kennt man das Nest und seinen Standort im Dickicht griessgrüner,
schwarzbehängener Tannen, in sumpfigen, birkendurchsprenkten,
dämmerigen Wäldern, wo der „Pestvogel“ vom krüppelhaften Birk-
baum seinem Liebchen kletzt wie ein Dompfaff und nach den Wäldern
überm Sumpf mit weitem Rachen fangen soll wie ein Fliegen-
fänger. Auch zur Brutzeit in Gesellschaft der Kameraden, die gleich
ihm aus Bartflechten ein Nest in halber Höhe auf Tannen und
Birken setzten, in dem zu Beginn des späten Frühlings fünf matt-
schimmernde aschgraue Eier liegen.

Man weiß, daß er seiner Gattin ein bescheidenes Liebchen
trifft und seinen Jungen von den tanzenden Schnalen bringt, daß
er kein Menü durch zarte Knospen im Frühjahr bereichert und
Schnee auffaßt, wenn er zu Wasser nicht kommen kann, man hat
erfahren, daß er, ob frei oder gefangen, kein Gemand im August
wechselt, daß er ein regelmäßiger Gast im nordöstlichen und warum
er ein unregelmäßiger im südwestlichen Deutschland ist. Und das
düster Sagenhafte seiner Erscheinung schwindet vor der nüchternen
Beobachtung, die ergibt, daß er den Norden nur verläßt, wenn der
Hunger ihn südlicher treibt, und daß er nicht als Unglücksbote kommt,
sondern als Beerenfucher, und am liebsten dorthin, wo es am
meisten Vogelbeeren gibt. So ist er heute auf der Chaussee an den
Ebereschen, und morgen raucht es im Birkwald, und die Seiden-
schwänze kommen über die Bacholder, und an beiden finden sie
genug; denn der Herbst war hell und klar, und die Beeren blieben
trocken und gesund. Und der einzige, der nicht über den Winter
kragt und die ungewöhnliche Kälte, ist er.

(„Lebensbilder aus der Tierwelt Europas“. Bd. 1.
Von den Eingebornen. H. Volgländers Verlag, Leipzig.)

Wie sollen wir uns nähren?

Bei dem weitaus überwiegenden Teile der Bevölkerung wird die Wahl der Nahrungsmittel heute leider durch die Kostenfrage geregelt. Soweit es heute noch möglich ist, dabei auch den Wert der Nahrungsmittel zu berücksichtigen, sollen folgende Zeilen einen Anhalt geben. Sie stützen sich auf Schriften, die das Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft unter dem Gesamttitel „Die Volksernährung“ (Verlag Julius Springer, Berlin) herausgibt, und von denen bisher zwei Hefte vorliegen.

In dem ersten Hefte behandelt der Bremer Medizinalrat Prof. R. O. Neumann „Das Brot“. Wir übergehen die einleitenden Kapitel über die Entwicklung der Brotmahlung, über den Anbau, die Bestandteile und die Verarbeitung des Getreides, Dinge, über die in den weitesten Kreisen die größte Unwissenheit herrscht, um an dieser Stelle nur einige Ergebnisse der experimentellen Erforschung des Brotes als Nahrungsmittel heranzuziehen.

Es muß nun gleich vorausgeschickt werden, daß die Fähigkeit, die Bestandteile des Brotes, z. B. Kleie und Kleberstoffe, auszunützen, bei den einzelnen Menschen je nach ihrer Lebensweise, Gewöhnung an bestimmte Brotsorten und Leistungsfähigkeit ihrer Verdauungsorgane derart verschieden ist, daß die Schaffung eines auch nur für die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung gleichmäßig vollwertigen „Normalbrotes“ daran scheitert. Aber es muß beachtet werden, daß der Mensch zugleich mit dem Brote sich emporentwickelt hat, und daß er es nicht ungestraft hinter anderen Nahrungsmitteln zurücktreten lassen darf. In der richtigen Kostanordnung muß es bei uns unbedingt den ersten Platz einnehmen. Das ist, worauf Neumann hinweist, in den sogenannten „besseren Kreisen“ längst nicht mehr der Fall, und wir glauben, daß dies einer der Gründe für die sogenannten „Luxus-Krankheiten“ ist. Auch in Mittelstands- und Arbeiterkreisen begnügt man jedoch vielfach einer Zurückführung des eigentlichen Brotes zugunsten von Weizenbrötchen und Kuchen. Aber, sagt Neumann, „ein gut gebakenes Schwarzbrot ist ein so ausgezeichnetes, schmackhaftes und unübertroffenes Nahrungsmittel, daß diesem kein anderes an die Seite zu setzen ist!“ Das ist das wichtigste Ergebnis aller ernährungsphysiologischen Untersuchungen. Es ist ein Irrtum, und ein tiefer Irrtum, zu glauben, daß man seine Nahrung verbessert, wenn man die Brotschnitten dünn herstellt und sie dann mit Fleisch oder Wurst verstärkt.

Der einzelne mag je nach seiner Geschmacksrichtung und dem Zustand seiner Verdauungsorgane unter den vorhandenen Brotsorten wählen. Aber, daß der Geschmack allein nicht ausschlaggebend sein darf, beweist der Bumpnickel, den viele schätzen, und der doch „die schlechteste ausnahmslos aller Brotsorten“ ist. Auch Kleienbrote werden nicht gut ausgenützt — es ist wirtschaftlicher, Kleie an Nutztiere zu verfüttern, die sie fast restlos verdauen. Wer sich viel bewegt, verträgt in der Regel gröbere Brotsorten und nützt sie auch besser aus, als der Stubenhocker. Von manchen viel empfohlenen Brotsorten hält Neumann nichts, dagegen bezeichnet er das sogenannte „Growthrot“ als einen sehr beachtenswerten Fortschritt. Schließlich sei bemerkt, daß das Brot natürlich gekaut werden soll. Das sogenannte „Fleischern“ aber, das Krünen bis zur Bewußtlosigkeit, hat sich durch experimentelle Untersuchungen als nutzlose Zeitvergeudung erwiesen.

Im zweiten Hefte behandelt der hervorragende Physiologe Abderhalden die „Nahrungsstoffe mit besonderen Wirkungen“. Nur im ersten Stadium seines Lebens, als Säugling, ist der Mensch auf eine ganz einseitige Ernährung eingestellt. Nur in dieser Zeit, in den ersten 6—7 Monaten, bildet die Muttermilch eine in jeder Hinsicht vollwertige Nahrung, und der Erwachsene, der da glaubt, sich etwa mit Milch und Weißbrot vollwertig ernähren zu können, begeht einen schweren Irrtum. Der heranwachsende und der erwachsene Mensch bedarf einer Zufuhr von Nahrungsstoffen, die gewöhnlich in die drei Gruppen der Kohlehydrate (z. B. Zucker, Kartoffeln, Stärke), Fette und Eiweißstoffe eingeteilt werden. Auf gemischte Kost ist deshalb der größte Wert zu legen. Dabei braucht man bezüglich der Auswahl der gewählten Nahrungsmittel aus jeder der genannten drei Gruppen aber nicht ängstlich zu sein. Denn der Körper stellt das richtige Mischungsverhältnis bis zu einem sehr erheblichen Grade selbst her, wenn die Kost nur eben gemischt ist. Er verwandelt z. B. bestimmte Eiweißstoffteile nach Bedarf in Zucker und verwandelt Zucker in Fett. Ohne ein gewisses Eiweißquantum ist jedoch die Erhaltung des Lebens nicht möglich. Eiweiß muß also genossen werden. Dazu braucht man jedoch keine Eier, denn es gibt von reinen Fetten abgesehen, kaum einen tierischen und pflanzlichen Nahrungstoff, der nicht Eiweiß enthält, so in erheblicher Menge Brot, Hülsenfrüchte, Käse, Fleisch. Uebermaß von Eiweiß ist vom Uebel, zu wenig aber auch!

Viele Nahrungsmittel enthalten Stoffe, von denen man weiß, daß sie unerlässlich lebensnotwendig sind, ohne daß man ihre Beschaffenheit infolge der winzigen Mengen, in denen sie auftreten, bis jetzt kennt. Man weiß, daß sie wirken, und zwar sehr eingreifend, aber nicht, wie sie wirken; man weiß, daß sie unentbehrlich sind, aber nicht, warum sie es sind. Man nennt sie in der Regel Vitamine (Lebensstoffe), aber Abderhalden spricht von ihnen in der sachlichsten Weise immer nur als von „unbekannten Stoffen“. Sie sind sehr empfindlich gegen starke Erhitzung (darum ist abgekochte Milch, die in rohem Zustande bei uns dennoch zu

genießen nicht rätlich ist, nicht mehr ganz vollwertig) und gegen alkalische Stoffe (darum werden Fleisch und Gemüse), wenn sie bei hartem Wasser mit Soda gekocht werden, minderwertig). Diese „unbekannten Lebensstoffe“ liegen beim Getreide, Mais, Reis, bei den Bohnen, Erbsen, Kartoffeln in den äußersten Schichten — darum soll man nicht „feine Mehle“ vorziehen, denn ihre weiße Farbe ist kein Ersatz für ihre viel geringere Wertigkeit. Und darum soll man in Zeiten des Mangels Kartoffeln in der Schale kochen und diese dünn abziehen, statt ihnen durch Schälen wichtige Stoffe zu entziehen.

Normale Kost ist, nach Abderhalden, eine gemischte Kost, bei der Pflanzentrost das Uebergewicht hat. Aus seinen Ausführungen darf man den Schluß ziehen, daß die spärlich erreichbare Kuhmilch den Kindern und Kranken überlassen bleiben sollte. Auch für heranwachsende Kinder gilt die Forderung der gemischten Kost. Die Konserven, wie sie heute hergestellt werden, sind, nach Abderhalden, ebenfalls vollwertige Nahrungsmittel. Vor allen Dingen aber keinen Kuchen kaufen, wenn man Obst dafür haben kann. W.

O Menschenherz!

Von Lisa Honroth-Loewe.

Ich war lange nicht in dem Städtchen meiner Heimat gewesen. Nun war ich wieder einmal hierher gekommen, und ging an einem hellen Vorwintertage durch die Straßen meiner Jugend. Hier und dort ein erinnerungsvolles Gespräch anknüpfend, gelangte ich auf meinem nachdenklichen Wege bis in den nahen Stadtpark, der das letzte Gold seiner herbstlichen Blätter festhielt.

An der Gedenteiche von 1870 war neben der alten eine neue Tafel befestigt. An Gedanken ging ich näher und las die Namen derer, die in dem Mordringen des Weltkrieges geblieben. Die meisten der Namen kannte ich. Die meisten der Toten waren einst Gefährten meiner Jugendspiele. Sie alle — über 200 an der Zahl — waren gefallen. Nur einen nannte die traurige Tafel als vermißt: „Heinrich Wolters“. Ich begann mich deutlich auf ihn, den heiteren, rotgesichtigen Burschen.

Auf dem Heimwege kam ich von ungefähr bei dem Häuschen vorbei, in dem die Eltern jenes Heinrich Wolters wohnten. Die alten Leute standen im dämmerigen Hofe vor der Kartoffelfuhre. Ich ging näher, und ein langes Gespräch begann.

„Und der Sohn ist auch im Kriege vermißt?“ sagte ich teilnahmsvoll.

„Vermißt, vermißt!“ flammte der alte Bauer auf, „denke Dir, so eine Gemeinheit. Gefallen ist er, bei Verdun. Zuerst, wie die Tafel gemacht wurde, da hieß es: vermißt; aber dann haben wir Nachricht gekriegt, ganz genaue Nachricht: er ist gefallen, im Sturmangriff bei Verdun.“

Und nun sollen sie das auf der Tafel verbessern; aber die Kirchenbehörde weigert sich. Und ich habe geklagt. Und ich werde den Prozeß so lange führen, bis ich Recht bekomme. Denn der Heinrich ist nicht vermißt, er ist richtig gefallen, beim Sturmangriff.“

„Ja, ja, er ist richtig gefallen,“ wiederholte die alte Frau leise die Worte des Mannes. Und unter dem Schmerz drang aus ihrer Stimme etwas wie Stolz.

Ich ging hinweg — erschüttert und in brennendem Leide über die Verwirrung, in die Menschenherzen einst getrieben wurden; in der verstrickt sie heute noch dumpf verhören. Viele alten Leute, sie klammerten sich irgendwie an den Trost, daß der Sohn gefallen. Und sie stritten noch um den Toten, als ob Tod und Tod nicht das Gleiche wäre.

O Menschenherz! — Wann werden wir begreifen, daß über allem heilig das Leben. Und verrucht der Krieg; verrucht äußerer Glanz, äußerer Ruhm, mit dem wir Nord verbrämen.

Wir wollen nicht eure Knechte sein.

Wir wollen nicht länger Knechte sein,
Nicht länger, bedacht mit dem Heiligenschein,
Glückschwanger auf euer Gebot
Perlen formen aus Schlamm und Kot.

Wir wollen nicht länger Knechte sein,
Nicht länger, anbehrend für euer Gedeih'n,
Den Segen göttner Halme bergen,
Nicht nur leben, um zu sterben.

Wir wollen nicht länger Knechte sein,
Nicht länger in Meere und hartes Gestein,
Nicht länger ins Mark der Erde dringen,
Um für euch Schätze zu erringen.

Wir wollen nicht länger mit Rot und Tod
Als eure Sklaven, auf euer Gebot
Der Schrecken unserer Erde sein —
Wir wollen nicht eure Knechte sein.

Fr i e M a c h e, Metallarbeiter.

Der verlängerte Zwerg. Die biblische Weisheit, daß der Mensch seiner Länge nicht eine Eile zusehen könne, gilt in unseren Tagen nicht mehr. Es ist jetzt sogar gelungen, einen Menschen durch eine Operation größer zu machen, und zwar handelte es sich um die Verlängerung der Beine eines Zwerges, die dem großen Berliner Meister der Chirurgie, Prof. Bier, gelungen ist. Wie Prof. Zondek im neuesten Heft der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ ausführt, war es bisher nur gelungen, die Extremitäten bei Verkürzungen infolge eines Bruches zu verlängern. Der Gedanke, einen kleinen Menschen auf operativem Wege etwas zu seiner Länge hinzuzusetzen, ist neu. Bei der Operation wird die Knochenhaut mit einer geringen angrenzenden Muskelschicht durchschnitten, der Knochen wird an dieser Stelle durchbrochen, und die Bruchenden werden nur vorläufig gegeneinander gebracht. Nach 3 bis 5 Tagen aber wird der untere Bruchteil kräftig nach unten gezogen, so daß eine Lücke von mehreren Zentimetern zwischen den beiden Bruchenden entsteht. Es ist nun eine bisher unbekannte Tatsache, daß die Geschwulstbildung die Lücke gleichsam ausfüllt und eine echte Regeneration herbeizuführt wird. Hier hat nunmehr nachgewiesen, daß unter bestimmten Bedingungen eine vollständige Zuwachung der leeren Stelle eintritt. Nach seinen Beobachtungen ist die wesentlichste und wichtigste Bedingung für diesen Vorgang ein offenbar von der Knochenmarkhöhle ausgehender Reiz, den er „örtliche Hormone“ genannt hat. „Hormone“ entstehen am Ort der Verletzung und wirken teils örtlich, indem sie in die Umgebung ausstrahlen, teils auf entfernte Körperteile, zu denen sie auf dem Wege der Blutbahn gelangen und durch ihren Reiz Baumaterial für die Regeneration schaffen, das wieder auf dem Blutwege dem Regenerat zugeführt wird.

Bier ging also davon aus, zwischen den Bruchenden ein Knochenrohr mit Markhöhle usw. entstehen zu lassen. Zunächst wurden, nachdem die Knochenhaut ringsum durchschnitten war, die Bruchenden einander unmittelbar gegenübergestellt, und damit war die Vorbedingung geschaffen, um die für die Knochenbildung notwendigen Reize herbeizuführen. Sobald diese Reize zu wirken begonnen haben, werden die Bruchenden auseinandergezogen und damit die Bedingungen für die Auswirkung des Reizes zur Regeneration geschaffen. Die Lücke ist da und, indem sich in sie Blut und lymphatische Flüssigkeit ergießt, auch der passende Nährboden. Nach den Untersuchungen von Zondek stellen sich die einzelnen Stadien der Knochenneubildung so dar, daß sich nach der Durchtrennung der Knochen sehr schnell in der Umgebung der Bruchenden Rundzellen-Gewebe bilden und nach 3 bis 4 Tagen bereits stark geförntes und knöchiges Gewebe vorhanden ist. Werden nun in diesem Stadium die Bruchenden einige Zentimeter auseinandergezogen, so wird das neugebildete Gewebe nicht völlig durchrissen, sondern faden- oder bandförmig ausgezogen, so daß eine Verbindung zwischen den Bruchenden bleibt. Diese dürfte dann genügen, um den Grundstock für die weitere Knochenneubildung abzugeben. Die ausgezogenen Gewebefäden werden gleichzeitig nach außen hin zu einem Schutzwall gegen das störende Eindringen von Wucherungen, und auf diese Weise wächst die Lücke zu — die Verlängerung des Menschen ist erfolgt.

Kulturgegeschichte

Eine verhängnisvolle Kopfbewegung. Welche Rolle der Zufall, den Johannes Scherr den „boshafsten Leibzweig der Weltgeschichte“ nennt, oft im Menschenleben spielt, zeigt ein Vorfall aus der großen Französischen Revolution. Als im Sommer 1791 das französische Königtum durch eigene Schuld schwer bedrängt war, entschloß sich Ludwig XVI. mit seiner Familie zur Flucht und führte sie am 20. Juni im Wagen aus. Anfangs ging alles gut, zumal viele das Entkommen stillschweigend begünstigten, und am Abend des 22. Juni befanden sich die Flüchtlinge nur noch wenige Meilen von der Landesgrenze und glaubten schon gerettet zu sein. In St. Ménehould ließen sie noch einmal die Pferde wechseln, und da mußte der Teufel den König plagen, daß er den Kopf zum Wagenfenster hinaussteckte, um dem Postillon eine Weisung zu erteilen. Da erkannte ihn der Postmeister Drouet, der ihn früher nie gesehen hatte, an der Ähnlichkeit mit dem Bilde Ludwigs auf den Assignaten, beachtete nun auch die anderen Reisenden, von denen er die Königin Marie Antoinette einst in Paris gesehen hatte, und durchschaute, daß die königliche Familie auf der Flucht war. Schleunigst bestieg er ein Pferd, sprengte nach der nächsten Station Varennes und machte die Sache beim Maire anhängig. So wurden hier alle Vorbereitungen getroffen, und der König mit den Seinen beim Eintreffen angehalten und zur Rückkehr nach Paris gezwungen. Hätte er jene Unvorsichtigkeit nicht begangen, so wären sie voraussichtlich alle bald in Sicherheit gewesen und dem Blutvergießen entgangen, auch hätte das wohl weitere Folgen für die ganze Bewegung gehabt.

Technik

Feuerlose Erhitzung. Die Verbrennung von Kohlen auf Kosten im Haushalt wie in den industriellen Feuerungen ist höchst unwirtschaftlich. Darum trug man sich schon vor dem Kriege mit dem Gedanken, die Kohle in Zentralen, und zwar unmittelbar in den großen Kohlenrevierern, zu vergasen und das Gas den Verbrauchern durch Druckleitungen zuzuführen. Ebenso soll die Elektrizität in den Kohlenrevierern erzeugt und auf weiten Strecken bis zu den Stätten des Verbrauchs fortgeleitet werden. Es werden nach Dr. Albert

Neuburger (Feuerlose Erhitzung, Umschau Nr. 42/23) noch etwa vier Jahrzehnte vergehen, bis diese Umstellung in Deutschland durchgeführt sein wird. Inzwischen hat die Erhitzung von Metallkörpern anstatt im Feuer auf feuerlosem Wege durchzuführen bemüht ist. Die zahlreichen industriellen Feuerungen, wie Schmiedeöfen, Böttchen, Härteöfen usw. ergeben einen äußerst schlechten thermischen Wirkungsgrad: nur etwa 9 Proz. der in der Kohle enthaltenen Wärmemengen lassen sich in Gut überführen. Aber auch von diesen 9 Proz. kann nur ein geringer Teil in das zu erhitzende Metall übergeführt werden; nur etwa 3 Proz. dienen der eigentlichen Metallarbeit. Man hat daher begonnen, sich an Stelle der Erhitzung im Feuer der feuerlosen Erhitzung zu bedienen. Hierzu eigneten sich vor allem die elektrischen Schweißmaschinen. Ihre Ausnutzung für den vorliegenden Zweck beruht auf der Tatsache, daß der durch einen geeigneten Widerstand hindurchgehende elektrische Strom fast vollkommen in Wärme umgewandelt wird. Es handelt sich hierbei natürlich nicht um eine Vereinigung und Verbindung zweier Metallkörper, sondern jede Art der Metallbearbeitung durch elektrische Erhitzung.

Nun stellt sich der Verbrauch der Elektroesse auf 12 bis 16 Kilogramm Kohlen für 100 Kilogramm Eisen, während die offene Schmiedeeffe 50 bis 150 Kilogramm, und zwar besser Schmiedekohle, benötigt. Rechnet man aber noch alle Nebenumstände hinzu, so ergibt sich eine weitere Verbesserung des Wirkungsgrades, der sich auf etwa 16 Proz. beläuft. Ein Schmiedefeuer verbraucht täglich etwa 75 Kilogramm Kohle. In Deutschland, und zwar in seinen Fabriken sowohl wie in Einzelbetrieben, dürften gegenwärtig etwa 300 000 Schmiedefeuer brennen, die somit im Jahre an 300 Arbeitstagen 6 750 000 Tonnen Kohlen verbrennen. Für das Schmieden von Ketten auf elektrischem Wege braucht man aber nur 3,6 Proz. dieser Kohlenmenge, so daß sich dafür ein Verbrauch von nur 243 000 Tonnen ergeben würde. Da bei vielen anderen Arbeiten die Verhältnisse ähnlich liegen, so lassen sich in Deutschland bei Ersatz der offenen Schmiedeeisen durch elektrische Essen jährlich vielleicht 6 Millionen Tonnen Kohle ersparen.

Erdkunde

Die Insel Usedom. Daß die Veränderungen an der Oberfläche der Erde sich auch bei Entstehung von Inseln zeigen, ist von der modernen Geologie längst konstatiert worden. Einen interessanten Beitrag dazu liefert Dr. Herold in einem Artikel vom Aufbau der Insel Usedom in Heft 6 der Monatschrift „Unser Vatterland“. Diese Insel ist erst verhältnismäßig spät zu einer solchen geworden. Wir finden auf ihr wertvolle Reste von Ablagerungen aus der Jura- und Kreidezeit, aber kaum aus dem Tertiär, dagegen deutliche Spuren des Wirkens der letzten Eiszeit, die Dr. Herold gleich vielen Forschern als die dritte betrachtet, während andere eine größere Zahl von Eiszeiten annehmen. Den Erdmoränen dieser Vereisung verdankt Usedom in erster Linie seine landschaftliche Schönheit. Damals gehörte es noch zum Festlande und wurde dann zur Insel durch die sogenannte Vitorina-Senkung, bei der weite Strecken der Nord- und Ostseeküste in die Tiefe sanken und eindringendes Meerwasser die Swinepforte schuf. Eingehend bespricht Dr. Herold die Vorgänge und verweist dabei auf die verdienstvollen Arbeiten des Landesgeologen Dr. Keilhack, so über die Dünenbildung. Daß die jüngste der drei Dünenarten, die Weichdünen, erst aus der verhältnismäßig späten Zeit von fünfzehn- bis sechzehnhundert Jahren nach Christo stammen sollen, mag manchen Leser befremden, doch werden sicher alle auch in diesen Ausführungen viel Anziehendes finden. Dem Wunsch des Dr. Herold, daß seine Zeilen zu Anschauungen auf der Insel Usedom anregen, stimmen wir gern bei.

Naturwissenschaft

Wieviel Blüten ergeben ein Kilogramm Honig? Neben dem unmittelbaren Nutzen, den die Bienen uns durch den Honig bringen, nützen sie uns auch noch mittelbar dadurch, daß sie als Blütenbestäuber oft für einen viel reicheren Fruchtanfaß sorgen, als er ohne ihre Besuche eintreten würde. Dieser Nutzen ist schwer abzuschätzen, ist aber viel größer, als gemeinhin angenommen wird. Einem sehr lehrreichen Aufsatz in der Zeitschrift „Natur und Technik“ entnehmen wir, daß Dr. A. Armbruster-Berlin die Zahl der Blüten, die ihren Nektar hergeben müssen, damit die Bienen ein Kilogramm Honig (mit dem normalen Wassergehalt von 20 Proz.) verfertigen können, auf Grund besonderen Untersuchungen berechnete. Dabei nimmt der Forscher einen etwas hohen Mittelwert des Zuckergehaltes des Blütennektars an, nämlich 38 Proz. Es gibt natürlich auch Blüten mit Nektar von geringerem Zuckergehalt, sehr niedrig ist er in den bekannten großen Nektartropfen der Kaiserkrone, aber in manchen Blüten erreicht er auch höhere Werte. Um ein Kilogramm Honig zu machen, müssen die Bienen ihres Nektars berauben mindestens bei Rotklee 6 000 000 Blüten, bei Löwenzahn 125 000 Köpfchen, bei Eparsette 4 000 000 Blüten, bei Robinie 1 600 000 Blüten, bei Fuchsie 100 000 Blüten, bei Erbsen 80 000 Blüten. Diese Zahlen stellen jedoch die Mindestzahl der Blütenbesuche dar, einmal, da der Honiggehalt des Nektars reichlich hoch berechnet ist, und sodann, weil manche Versuche ergebnislos verlaufen. Es ist deshalb die Zahl der bloßen Besuche von Blüten und damit die Zahl der Bestäubungen, bis ein Kilogramm Honig zusammen ist, höher anzunehmen und darf z. B. für Rotklee wohl auf etwa 20 Millionen Bestäubungen berechnet werden. Durch die genannte Zahl werden etwa 30 Kilogramm Rotkleeerzeugnis, d. i. das Saatgut für 2½ Hektar Anfaat dieser Kulturpflanze.